



Glaubenssachen

Sonntag, 28. April 2024, 08.40 Uhr

Zum 100. Todestag von Franz Kafka
Schreiben als Zweifel und Halt
Von Marleen Stoessel

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

In diesem Jahr jährt sich der 100. Todestag von Franz Kafka. Am 3. Juni 1924 war er mit knapp 41 Jahren im Sanatorium in Kierling bei Wien einer Tuberkulose erlegen, die sieben Jahre zuvor ausgebrochen war. Bei ihm waren sein letzter Freund, der junge ungarische Medizinstudent Robert Klopstock sowie seine letzte Gefährtin und Geliebte, die 25-jährige, aus einer polnisch-ostjüdischen Familie stammende Dora Diamant. Zu Lebzeiten nur einem kleinen Kreis von Freunden und Bewunderern bekannt, mit nur wenigen Veröffentlichungen seiner Werke, avancierte Kafka posthum zu einem der bedeutendsten Schriftsteller des letzten Jahrhunderts. Faszination und Rätselhaftigkeit seines weitgehend fragmentarischen Werks haben bis heute die Flut seiner Deutungen überragt. Dies umso mehr, als es sich von der leidvollen, von Krankheit gezeichneten Lebensgeschichte des Verfassers kaum lösen lässt und zugleich die künftigen Katastrophen des Jahrhunderts in ihm sich hellsichtig abzeichnen. Jene Katastrophen, denen auch ein Großteil seiner jüdischen Familie zum Opfer fiel.

Für Kafka, der von sich einmal sagte, er „habe kein literarisches Interesse, sondern bestehe aus Literatur“, waren Leben und Schreiben eins, eine Grenze zwischen ihnen kannte er nicht. Weshalb auch seine Tagebücher und Briefe integraler Bestandteil seines Werkes sind. Leben hieß für ihn schreiben, und das Schreiben, so schuldbehaftet wie alles Leben, war ihm zugleich Buße und einzige Legitimation seines Daseins. Es war ihm sowohl Glück wie Leid, vor allem innerste existentielle Notwendigkeit, die ihm eine bürgerliche Existenz mit Ehe und Kindern verwehrte. Diese Unbedingtheit war es, die sich mit seiner unbestechlichen Suche nach Wahrheit verband, einer Suche, bei der er sich keinem scheinhaften Ersatz zu unterwerfen vermochte. Auch nicht dem Schutz einer Religion, der Zuflucht zu einer Glaubensgemeinschaft, die ihm Verrat an dieser Wahrheitssuche bedeutet hätten – Verrat an einem Schreiben, das er in einer Notiz auch einmal als „Form eines Gebets“ benennt. Aus einer assimilierten jüdischen Prager Familie stammend und ohne tieferen Bezug zur jüdischen Tradition und ihren Ritualen, waren es erst die Begegnungen mit einer jiddischen Schauspieltruppe und die mit seiner letzten Lebensgefährtin Dora Diamant, die sein Interesse am Zionismus weckten, der eine gewisse Anziehungskraft auf ihn ausübte. Bis hin zu dem Plan, mit Dora nach Palästina auszuwandern. Doch mehr noch als der politisch-religiöse Zionismus selbst, waren es vor allem die jiddische Sprache und der Chassidismus mit seinen Gleichnissen und Parabeln, die ihn anzogen.

Man kann es vielleicht eine Art negative, dialektische Theologie nennen, die in Kafkas Wahrheitssuche zum Ausdruck kommt, in deren Unbedingtheit er alles Leben in seiner naturgegebenen Form notwendigerweise als Lüge, Unreines und Schuldigwerden erfahren und begreifen muss – das Schreiben nicht ausgenommen, das ihm zugleich einziger Halt, einzige Rechtfertigung ist. Ein zerreißender Widerspruch, der in der Krankheit womöglich ein Ventil und schließlich tödliches Ende findet, diese Schreibbewegung aber stets prägt und trägt. Als immer unfertige, nie in einer festen Antwort oder Gewissheit sich erfüllende Bewegung, weshalb das Werk per se Fragment bleiben muss. Und dennoch lässt es uns mehr als so viele vollendete Werke tiefere Einsichten in die *conditio humana*, die menschliche Verfasstheit gewinnen, ja auch Trost und metaphysische Wärme darin erfahren, aller Untröstlichkeit, Verzweiflung, Einsamkeit

zum Trotz – gerade dank der in ihnen verborgenen Gegenkräfte, aus denen allein sich alle wahre Kunst zu bilden vermag.

Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee. Scheinbar liegen sie glatt auf, und mit kleinem Anstoß sollte man sie wegschieben können. Nein, das kann man nicht, denn sie sind fest mit dem Boden verbunden. Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar.

Dieser kurze Text mit dem Titel *Die Bäume*, 1913 in der Sammlung „Betrachtung“, Kafkas erster Buchveröffentlichung erschienen, wirkt zunächst so rätselhaft wie ein buddhistisches Koan. Mit dem kausal einleitenden *Denn* gibt die Feststellung eine Begründung an. Wofür? Worauf? Auf das, was wir sind – wir Menschen? Ob und worin wir Halt haben? Die Begründung auf die vorenthaltene Frage folgt in Form eines Vergleichs mit den Baumstämmen im Schnee – ein Wie-Vergleich, der per se scheinhaft ist und innerhalb dieses Vergleichs wiederum ein Scheinhaftes beschreibt: Scheinbar liegen die Stämme glatt auf und wären darum leicht wegzuschieben – aber nein, sie sind fest mit dem Boden verbunden – *aber sieh, auch das ist nur scheinbar!* Der vergleichende Schein endet wieder im Schein. Fest verankert scheint nichts, auch nicht der Mensch, und nur der schreibende Nachvollzug dieses Scheinhaften verleiht einen gewissen Halt, sich formend zu einem einprägsamen Bild unserer schwebenden, zweifelhaften Existenz.

Ein Textfragment aus der nachgelassenen Sammlung „Beschreibung eines Kampfes“ bestätigt diese Annahme. Hier folgt der Vergleich mit den Baumstämmen im Schnee auf ein gesprächsweises Nachdenken über die schwierige Verfasstheit, auch mancherlei Nichtigkeit menschlichen Daseins. Direkt zuvor heißt es da:

Wir bauen eigentlich unbrauchbare Kriegsmaschinen, Türme, Mauern, Vorhänge aus Seide und wir könnten uns viel darüber wundern, wenn wir Zeit hätten. Und erhalten uns in Schweben, wir fallen nicht, wir flattern (...) Und schon kann uns kaum jemand an einem schönen Tage hindern zu sagen: „Ach Gott, heute ist ein schöner Tag.“ Denn schon sind wir auf unserer Erde eingerichtet und leben auf Grund unseres Einverständnisses.

Hier schließt sich der Vergleich mit den Baumstämmen an. „Einverständnis“ ist das Stichwort. Dieses allein bezeichnet den festen Boden, der den Einverständigen zu tragen scheint, in solchem Einverständnis wurzelt jener Lebensvertrag, der kein sich-Wundern, keinen Zweifel kennt und den Schein, die Schweben nicht durchschaut. Diese Schweben aber, im scheinhaften Bild-Vergleich mit den Bäumen im Schnee, dürfte in ihrer Prägnanz Kafka so wichtig gewesen sein, dass er den kleinen Text ohne seinen vorigen Kontext in die spätere Veröffentlichung aufnahm. Mehr noch. Er erbat sich von seinem Verleger Ernst Rowohlt eine extra große, die größtmögliche Schrift, die er in einem Brief an seine damalige Verlobte Felice Bauer mit der auf einer mosaikartigen Gesetzestafel verglich. In der Veröffentlichung nahm die Miniatur tatsächlich eine ganze Seite ein – so als hätte er damit auch im bloßen Schriftbild ein ehernes Gesetz für die menschliche Existenz aufgestellt und formuliert, ein in Stein gemeißeltes Gesetz aus Zweifel und Schein. In dem großartigen Band, der 2022 von Kafkas Zeichnungen erschien, hat der Herausgeber Andreas Zilcher, den Spannungen

zwischen Schrift und Bild des Autors und Zeichners Kafka folgend, auf den Schriftcharakter dieses Bildes der Baumstämme im Schnee verwiesen und nennt sie sinnfällig „Buchen-Stäbe auf dem weißen Papier“.

Kafka war, wie erwähnt, von Hause aus nur wenig mit seinem jüdischen Glauben verwachsen, dennoch hat sich etwas vom Wesen und der Bedeutung der Schrift, die den Charakter der jüdischen Tradition auszeichnet, in seinem Werk niedergeschlagen und auf sehr eigene Weise ausgeprägt.

Bezogen auf das Bild, das Schrift-Bild der Baumstämme im Schnee und seine Assoziation mit der mosaischen Gesetzestafel, würde, was da als Buchstabe des Gesetzes förmlich fest eingemeißelt ist, zugleich als Schein deklariert. Doch nicht im Sinne eines Scheins als Leere, Täuschung, Lüge, sondern als Kehrseite, gewissermaßen das Negativ eines Substanziellen, das unsichtbar, nicht greifbar, aber wirksam bleibt. Der Schein wäre damit Indiz, Spur, Abglanz einer wirkenden Wahrheit, die nicht zu fassen ist. Wäre Abglanz eines Wirkenden, das er auch das „Unzerstörbare“ nennt:

Der Mensch kann nicht leben, ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich, wobei sowohl das Unzerstörbare als das Vertrauen ihm dauernd verborgen sein können.

In solcher Verborgenheit liegt der Unterschied zu aller scheinbar festen, „einverständigen“, sozusagen bürgerlich-behaglichen Verfasstheit und zweifelsfreien Gläubigkeit. Dieser Unterschied, diese Scheidung, aber auch Schweben und Spannung zwischen den Sphären ist es, in die der Mensch gestellt ist. Mit ihr hat Kafka die eigene Spannung beschrieben.

Vielen solcher Spannungen kann man in seinem Werk begegnen und ihren Spuren folgen, Spuren des Fragens und Forschens und Zweifelns, die in Scheinantworten versickern, die nie in eine fertige Antwort münden und doch etwas von diesem Abglanz befördern, ihn aus dieser Suche hervortreiben, oder ihn wie in seinen letzten Erzählungen – *Josefine, die Sängerin* und *Forschungen eines Hundes* – andeuten als ferne, kaum hörbare und doch gehörte Musik.

Vor dem Gesetz lautet eine berühmte, eigens in die 1919 erschienene Sammlung „Ein Landarzt“ aufgenommene Erzählung, die bereits in dem 1914 begonnenen Roman „Der Prozess“ an prägnanter Stelle auftaucht. Vor dem Gesetz, so heißt es da, steht ein Türhüter. Ein Mann vom Lande kommt, um dort einzutreten, doch der Türhüter wehrt es ihm. Er könne ihn jetzt nicht einlassen. Vielleicht später. Weshalb der Mann nun wartet – Tage, Monate, Jahre – aber er wird trotz Bitten und Bestechungsversuchen nicht eingelassen. Bis er am Ende seiner Tage und Kräfte, fast sterbend, den Türhüter noch einmal fragt, warum, da doch alle nach dem Gesetz strebten, in all der Zeit niemand sonst um Einlass gebeten hätte. Worauf der Türhüter antwortet:

Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.

Im Prozess-Roman wird dem Protagonisten Josef K., der auf der Suche nach Erklärung für seine angebliche Schuld und Verhaftung ist, diese Geschichte von dem Geistlichen im Dom erzählt. Woraufhin sich zwischen ihnen eine Diskussion entspinnt über die

mögliche Täuschung, zunächst des Mannes durch den Türhüter sowie die verschiedenen „Meinungen“ darüber. Für sich, als selbständige Erzählung betrachtet, stößt man darin bereits auf eine jener Spuren, die unser Verständnis leiten. Es ist der aus der Tür des Gesetzes fallende „Glanz“, den der auf seinen Einlass harrende, jetzt auch seh-geschwächte Mann gegen Ende erkennt:

Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird oder ob ihn nur die Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht.

War, so lässt sich fragen – war es nicht vielleicht doch auch dieses beharrliche Warten, diese unbeirrbar Hoffnung auf den Einlass, wiewohl vergeblich, die ihm über alle Täuschung und Täuschungen hinweg, diesen Lichtschimmer, diesen „Glanz“ als Abglanz jenes Versprechens bescherte, jener Hoffnung, welche das Gesetz darstellt und gibt? Hoffnung gäbe es, „unendlich viel Hoffnung – nur nicht für uns.“ So äußert es Kafka einmal in einem Gespräch gegenüber Max Brod. Walter Benjamin, dem wir wohl die hellstichtigsten Deutungen von Kafkas Werk verdanken, wird diesen Satz später aufgreifen – als Kommentar für sein eigenes Schicksal und das all seiner Leidensgefährten ein Jahrzehnt nach Kafkas Tod. Wie auch aller Opfer der Geschichte.

Wachen, wach sein, Wächter sein über den Schlaf, Schatzheber der Träume – als sei dies sein Auftrag als Schriftsteller, stellt Kafka 1911 einmal in seinen Tagebüchern fest:

Wieder war es die Kraft meiner Träume, die schon ins Wachsein vor dem Einschlafen strahlen, die mich nicht schlafen ließ ... Ich fühle mich gelockert bis auf den Boden meines Wesens und kann aus mir heben, was ich nur will.

Kafka, dessen einziges Thema das Schreiben selber ist, hat dieses als „Darstellung seines traumhaften inneren Lebens“ begriffen. Ihm ist der Träumer der eigentlich Wache. Kafkas eigene viel beklagte Schlaflosigkeit dürfte zu einem Teil auch von einem Übermaß an Träumen begleitet gewesen sein, das ihm tieferen erholsamen Schlaf verwehrte. Wie eine Drehtür führt eine Traum-Erzählung aus der Mitte seines Schaffens in die Mitte seines Schreibens, wo es plötzlich aufreißt und sich zur eigenen Inschrift formt. *Ein Traum*, etwa 1914/15 entstanden, gehört in das Umfeld des „Prozess“: Der träumende Josef K. sieht sich an einem frisch aufgeschütteten Grab, in dessen Stein ein Künstler mit einem Stift eine Inschrift schreibt. Zwei Worte *Hier ruht ...* in wunderschön geformten Goldbuchstaben entstehen, dann stockt der Künstler und blickt sich hilfesuchend nach K. um, der den Vorgang staunend und fasziniert verfolgt. K. versteht ihn nicht, und untröstlich angesichts des Künstlers, der nicht weiterzuschreiben vermag, beginnt er schließlich zu weinen. Der Künstler, so heißt es weiter:

Der Künstler wartete, bis K. sich beruhigt hatte, und entschloß sich dann, da er keinen andern Ausweg fand, dennoch zum Weiterschreiben. Der erste kleine Strich, den er machte, war für K. eine Erlösung, der Künstler brachte ihn aber offenbar nur mit dem äußersten Widerstreben zustande; die Schrift war auch nicht mehr so schön, vor allem

schien es an Gold zu fehlen, blaß und unsicher zog sich der Strich hin, nur sehr groß wurde der Buchstabe.

Es war ein J, fast war es schon beendet, da stampfte der Künstler wütend mit einem Fuß in den Grabhügel hinein, daß die Erde ringsum in die Höhe flog. Endlich verstand ihn K; ihn abzubitten war keine Zeit mehr; mit allen Fingern grub er in die Erde, die fast keinen Widerstand leistete; alles schien vorbereitet; nur zum Schein war eine dünne Erdkruste aufgerichtet; gleich hinter ihr öffneten sich mit abschüssigen Wänden ein großes Loch, in das K., von einer sanften Strömung auf den Rücken gedreht, versank. Während er aber unten, den Kopf im Genick noch aufgerichtet, schon von der undurchdringlichen Tiefe aufgenommen wurde, jagte oben sein Name mit mächtigen Zieraten über den Stein. – Entzückt von diesem Anblick erwachte er.

Als hätte Kafka selber, so möchte man sagen, in diesem Traum des Josef K. – schreibend förmlich sein eigenes Grab schaufelnd – den eigenen Ruhm, den er nicht mehr erlebte, vorausgeträumt.

Negative Theologie, wie wir es nannten, bezeichnet jene Haltung, die keine feste gläubige Verankerung kennt, aber doch mehr ist als bloße Negation, mehr als Absage und jedweder Nihilismus. Vielmehr ist sie bei Kafka mit solch helllichtigem Wachsein verknüpft, mit dem Träumen, der Nacht und jenen Wächtern über den Schlaf. *Nachts* heißt ein kleines, vermutlich im Spätsommer 1920 verfasstes Prosastück, das vielleicht zu Kafkas schönsten, tiefst-gründenden Texten gehört. Einst wie so viele seiner Werke, von Max Brod, Kafkas Freund und Vermittler, ja Retter seiner Kunst, aus dem Nachlass geborgen, ist diese kleine Meditation ebenfalls in dem Nachlassband „Beschreibung eines Kampfes“ enthalten.

Versunken in die Nacht. So wie man manchmal den Kopf senkt, um nachzudenken, so ganz versunken sein in die Nacht. Ringsum schlafen die Menschen. Eine kleine Schauspielerei, eine unschuldige Selbsttäuschung, daß sie in Häusern schlafen, in festen Betten, unter festem Dach, ausgestreckt oder geduckt auf Matratzen, in Tüchern, unter Decken, in Wirklichkeit haben sie sich zusammengefunden wie damals einmal und wie später in wüster Gegend, ein Lager im Freien, eine unübersehbare Zahl Menschen, ein Heer, ein Volk, unter kaltem Himmel auf kalter Erde, hingeworfen wo man früher stand, die Stirn auf den Arm gedrückt, das Gesicht gegen den Boden hin, ruhig atmend.

Und du wachst, bist einer der Wächter, findest den nächsten durch Schwenken des brennenden Holzes aus dem Reisighaufen neben dir. Warum wachst du? Einer muß wachen, heißt es. Einer muß da sein, ...

Mit dieser Antwort, die sich wie auf eine alte biblische Weisung beruft, bricht der Text ab. Fortsetzung offen. Doch was könnte ihm noch folgen? Vollendeter kann dieses Bild kaum sein. Ein jeder weiß: wir sind nirgend schutzloser als wenn wir schlafen. Darum braucht es Wächter, „wie damals“ – und, über alle Zeiten und Räume hinweg, bis heute. Ihre Fackel ist es, die, ob sichtbar oder unsichtbar, von etwas zeugt, was Kafka, allem Vernichtenden zum Trotz, eben jenes „Unzerstörbare“ nennt. Ein, wenn man so will, negativer Gottesbeweis. Diese Denk- und Schreibbewegung Kafkas, seinen Ängsten, Scham- und Schuld-gefühlen, aber auch augenblicklicher Glückserfahrung, auf

unbedingte, unbeirrbar, unbestechliche Weise bis zur Selbstzerstörung abgewonnen – diese nie endende, aus der Leidenschrift der Welt gewobene, nie sich beruhigende, befriedende Bewegung setzt sich bis heute in uns, den Lesern und Hörerinnen fort. Sie ist uns, ihr nachsinnend, aufgegeben. Wie die Hoffnung, die es für Kafka nicht gab.

* * *

Zur Autorin:

Marleen Stoessel, lebt als freie Autorin und Kulturpublizistin in Berlin